

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

9] Von Alfred af Hedestjerna.

„Den größten Industriellen unseres Landes, Konsul Wißt aus Göteborg,“ fiel Struten ein.

„Ich hatte gedacht, seine Hochwürden den Herrn Bischof vorzuschlagen,“ sagte der Geistliche sanft.

Während so die Bogen der Debatte im Rathhousaal immer höher gingen, hatte sich fast die ganze Sturgeellschaft zur Landungsbrücke hinausbegeben, um die Deforirung mit anzusehen, sodas es beim Brunnen und den Badehäusern ziemlich leer war. Nur einige Kinder spielten im Park, und die Badefrauen standen im Korridor versammelt und lästerten.

Da stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine hohe, schlank, stattliche Gestalt mitten vor dem Gesellschaftshause. In einem ausgefucht eleganten, wenn auch fast ernsten Anzug bewegte er sich mit überlegener Gewandtheit, und sein Kopf mit stark graugesprenkelten Haaren richtete sich stolz empor, während er den Hut ein wenig küstete, um sich mit einem Tuch die Stirn abzuwischen. Dann drehte er sich nach dem Badehaus herum und warf den Badefrauen einen fragenden Blick zu . . .

„Herrje . . . Himmlischer Vater . . . Ach, Du Allmächtiger!“ schrieken die Badefrauen auf und drückten sich an die Wände.

In demselben Augenblick kam der kleine Karl Hellvik angestürzt und fuhr gerade auf den vornehmen Herrn los, doch gelang es ihm noch mit Noth, ein paar Schritte vor seiner ansehnlich langen Gestalt Halt zu machen. Der kleine Karl guckte ihn an und ward roth wie ein Blutstropfen. Den Herrn kannte er von tausend Porträts und Bildern, ja selbst von dem blanten Kronenstück, das er zum Geburtstag von Onkel Gustav zu bekommen pflegte.

Er riß seine Mütze ab und verneigte sich tief. Aber dann durchfuhr seinen Kinderkopf der Gedanke, daß er etwas sagen müßte, was indirekt sein wildes Daherstürmen erklärte oder entschuldigte, und so guckte er auf, schüchtern und verlegen, und sagte mit stammelnder Stimme:

„Der Herr König hat wohl nicht meine Mama gesehen?“

Aber dann wurde seine Verlegenheit so stark, daß er plötzlich kehrt machte und davonrannte. Der stattliche Fremde hatte die Frage nicht verstanden, sondern murmelte: „Was tausend sagte der Junge?“ und ging dann gerade auf das Badehaus zu.

„Könnte ich vielleicht sogleich ein gewöhnliches warmes Bad bekommen?“

„Jaaaa!“ ertönte es auf einmal aus zwölf ganz zahlosen, aber unsäglich freundlich lächelnden Mündern.

„Welche Balle ist frei?“

„Ddddieje . . .“

Und alle Badefrauen eilten, jede an ihre Thüre, öffneten sie und verneigten sich bis zum Boden.

Der vornehme Herr ging zu Lotte hinein, während Stina und ihre zehn Kameradinnen fast vor Reid barstien.

Was in der Badezelle zwischen dem vornehmen Herrn und Lotte vor sich ging, ist niemals Außenstehenden völlig bekannt geworden; als er aber, frisch gebadet und wenn möglich noch imposanter den Korridor durchschritt, standen die Badefrauen in zwei Reihen und verneigten sich viermal.

Der erhabene Fremde ging direkt zum Badebureau. Das Bureau-Fräulein hatte sich freigemacht und ihre vierzehnjährige Nichte zu ihrer Vertretung hingeseht. Diese guckte von ihrem Buch auf und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Dann sprang sie schnell auf, verneigte sich und blieb mit flammenden Wangen und niedergeschlagenen Augen stehen. Er mußte sich selbst das Fremdenbuch aufschlagen. Als er die Seite gefunden, zog er seinen Handschuh ab und schrieb hinein:

„John Braight, Zuschneider . . .“ dann sehte er einen Augenblick ab, als wenn er sich besänne, und fügte dann, in der Absicht, eine Gelegenheit zur Reklame für seine Firma nicht vorübergehen zu lassen, hinzu:

„. . . Von der neuen Schneiderei-Alliengeseellschaft in Stockholm.“

Dann verneigte er sich artig und ging.

Das Mädchen sperrte zuerst den Mund auf, dann lachte sie sehr geringschätzig und nahm ein ziemlich neues Kronenstück aus der Tasche.

„Ach, sie ähneln einander ja gar nicht; aber man wird in diesen Tagen der Erwartung so nervös,“ seufzte sie.

Im Rathhousaal gingen indessen die Bogen des Streitens so hoch, daß die Versammlung schließlich einem polnischen Reichstag ähnlich sah. Nun nahmen nicht nur Durten, Struten und der Pfarrer an der Debatte theil, sondern auch der Branddirektor, der einzige Lieutenant von Gesundbrunn und ein halbes Duzend andere, und alle redeten durcheinander. Niemand bemerkte, daß der Bade-Inspektor, der plötzlich dazu gekommen war, mit einem Papier in der Hand wehte. Er wurde ebenso, wie die anderen, unterbrochen und konnte nur hier und da ein paar unverständliche Worte, gleichsam in Parenthese, einwerfen:

„. . . Da die leitenden Männer der Stadt . . . (Badeverwalter: „Meine Herren, gestatten Sie . . .“) . . . den Bischof zu wählen, der nicht hier gewesen . . . („Es ist durchaus nöthig . . .“) . . . nehmen Sie ruhig den Bischof für mich, mir ist alles egal . . . („Wenn die Herren nur einen Augenblick hören wollten . . .“) . . . Der Bischof soll reden, er ist der Einzige, der sich hier nicht kompromittirt hat und . . . („Meine Herren . . .“) . . . Ich werde mit Gottes Hilfe . . .“

Da schlug der Bürgermeister mit dem Hammer so stark auf den Tisch, daß er zersprang, und schrie in die Versammlung hinein:

„Ist es nun also Ihre Meinung, daß Bischof Blomsterquist ersucht werden soll, in unser Aller Namen Seine Majestät den König in Gesundbrunn willkommen zu heißen?“

„Ja . . . nein . . . das heißt . . . ja!“

„Mir scheint die Frage ist ein . . . fast einstimmig bejaht worden.“

Bumps!

„Was wollte denn nun der Herr Bade-Inspektor so Eiliges melden, daß er sogar unsere Verhandlungen unterbrechen zu wollen schien?“ fragte der Bürgermeister.

„Ja, entschuldigen Sie; aber, es ist nämlich ein Telegramm an den Herrn Bade-Direktor eingelaufen, daß Seine Majestät eilig nach Stockholm zurückkehren mußte und dieses Jahr nicht nach Gesundbrunn kommen kann.“

Da wurde es unheimlich still im Saal.

Nun wäre es gar nicht schwer gewesen, zum Wort zu kommen.

Aber niemand verlangte es.

„Du bist mir doch wohl nicht böse, Brüderchen?“ sagte Durten zu Struten auf der Treppe. —

## VI.

Wir wollen uns nicht trübe stimmen, indem wir unnöthig lange bei der Niedergeschlagenheit und Verstimmung verweilen, die sich über ganz Gesundbrunn infolge der niederschmetternden Nachricht verbreitete, daß der geliebte Landesvater nicht, wenigstens nicht diesen Sommer, den schönen, berühmten Kurort besuchen werde.

Frau Hellvik ließ am Nachmittage des trostlosen Tages eine große Kaffeetanne und eine entsprechende Menge Weißbrot in den Familienwagen packen, und bald fuhr Peter mit Pluto und Proserpina vor, und die Damen Hellvik, Frau Waller, die Oberstin und ein paar ihrer lieben Freundinnen stiegen ein und fuhren in den Wald.

Bei der Kaffeetrinkerei oben auf einer herrlichen Bergspitze erklärte Frau Hellvik: daß sie nicht den geliebten König in Gesundbrunn hatte begrüßen können, wäre die zweitgrößte Prüfung in ihrem Leben nach jener, als Gerda mit 14 Jahren beinahe am Scharlach gestorben wäre.

Und alle die Vorbereitungen, die Kleider und Umstände! Ach, es war zum Verzweifeln!

Aber plötzlich strahlte Frau Hellvik auf, als wenn ihr mit einem Mal eine glückliche Idee, ein guter Gedanke gekommen wäre.

Und das war auch in der That der Fall, und sie behielt ihn nicht für sich.

„Liebte Freundinnen!“ so begann sie, „nicht will ich König Oskar mit dem Herrn vergleichen, oder unsere prächtigen

Badefrauen mit irgend etwas, denn sie sind unbergänglich; aber das traurige Ereignis, daß wir nicht für unsern geliebten König thun konnten, hat meine Gedanken auf das Schriftwort gelenkt: „Alles, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan.“

Sie wurde so gerührt, daß sie nicht gleich fortfahren konnte, Alle sahen aus wie Fragezeichen, und schließlich sagte Frau Waller:

„Liebste Emma, wie meinen Sie?“

„Ja, ich meine, wir könnten doch in jedem Falle im Kurpark mit all' den Arrangements ein Fest geben und Entree erheben und den Reinertrag den Badefrauen zukommen lassen.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, nicht nur in diesem kleinen Kreise, sondern auch bei dem Vergnügungskomitee, dem die Oberstin ihn in geschickter Weise vortrug. Man prüfte die Arrangements und fand das Meiste brauchbar, sogar bis auf die weißen Kleider, die die jungen Mädchen tragen, und die Blumen, die dem König zu Füßen gestreut werden sollten. Dieser Blumenflor sollte nun von den jungen Mädchen gegen Bezahlung verkauft werden.

Schließlich waren alle einigermaßen zufrieden, außer Musikdirektor Ringvall.

„Und mein Damenchor! Mein schön einstudierter Damenchor, und unsere Hymne? Des Assessors schöne Hymne?“ sagte der Maestro und machte eine tragische Gebärde mit beiden Händen.

„Guter Herr Assessor . . .“ sagte Frau Hellvit.

„Ich bin nicht gut; bitten Sie mich um nichts! Sie haben mich einmal so tief verletzt, Frau Hellvit!“ erklärte das junge Genie.

„Ach, sehen Sie, vergessen Sie nun einmal die Geschichte mit dem Theaterstück und schreiben Sie ein Gedicht zu Ehren der Badefrauen auf dieselbe Melodie, wie die Königshymne. Seien Sie so gut, Herr Assessor!“

„Das Einzige wäre, wenn ich die Königshymne ein wenig ändern könnte, so daß sie paßt,“ sagte der Assessor, dem es schon selbst sehr leid that, daß sie nicht zur Verwendung kommen sollte.

Alle waren sprachlos.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Narr im Moor.

Von Renato Fucini.

Die Jäger hatten sich zurückgezogen, sie putzten ihre Gewehre, lachten und plauderten und keiner achtete darauf, daß ich mich entfernte. Ich wanderte hinaus in den stillen Abend, und da mich Müdigkeit ergriff, setzte ich mich auf einen der kleinen Grasdümpfe, die die Kanäle begrenzen. Es war drückend heiß; auch der Wind, der über den Sumpf hinstrich, war lind und erlösend. Hier und da erklang der Lärm eines Sumpfvogels, und im Schilf rauschte es, als ob in weiter Ferne eine große Menge Menschen sprächen, applaudierten und in die Hände klatschten. Je tiefer die Sonne im Westen sank, desto mehr weiße Schleier zogen sich über den Sumpf hin, dichter, immer dichter, so daß das Bild immer mehr verschwamm. Tausend Gedanken durchzogen mich, aber jede Erinnerung wurde trüb; die Empfindung einer unglücklichen Trauer überlarm mich, und die ganze weite Fläche sprach mir nur vom Sterben. Dann sah ich wieder die Gestalten, die diese Gegend bevölkern. Menschen mit ehernem Charakter und heißen Leidenschaften, für die die wildesten Verbrechen nichts Abschreckendes haben.

Da drang eine Mädchenstimme zu mir. Diese Mädchen, wie konnten sie nur noch singen, die Unglücklichen? Sie arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, stehen im Wasser bis zum Gürtel und im Schmutz bis an die Knöchel. Das Mädchen sang:

Mein Schatz ist todt, mir ist so weh . . .  
Kaum schleppe ich meine Glieder.  
Sag' Du's mir, lieber Gott, Du weißt es ja,  
Sich' ich bei Dir ihn wieder?

Ich hielt's nicht länger aus, ich mußte Menschen sehen. Ich kehrte zu unserem Lager zurück, fand aber alles schlafend. Ich traf einen alten Fischer, der mich erstaunt fragte, ob ich denn nicht ruhen wolle. Ich bat ihn um einen Kahn, damit ich fischen könne. „Ja, wissen Sie denn Bescheid, Herr?“ Ich lachte nur. Der Alte sagte mir darauf, daß in dem großen Querkanal eine Menge Neze liegen.

„Können Sie den Kanal finden, Herr?“ — „Ich werde einfach fragen.“ — „Wen wollen Sie fragen?“ — „Ich habe doch Frauen fischen gehört.“ — „Nichtig, richtig, Herr, und um diese Zeit treffen Sie auch den Narrn. Gute Nacht, Herr, und guter Fischfang!“

Eine halbe Stunde später hatte ich schon viele Pfund Fische gefangen. Ich hatte mich mit meinem Ruder mühsam zwischen dem Schilf und den dichten Algen fortbewegt und stand im Boote auf,

um mich nach einem Menschen umzusehen, der mir den Weg weisen könnte.

„Haben Sie vielleicht etwas Tabak für meine Pfeife?“

Als diese Worte aus den dichten Weiden heraus plötzlich an mein Ohr schlugen, wandte ich mich erschreckt rasch um und sah einen ganz unverwundten Menschen, der mir eine Pfeife entgegenstreckte und auf Antwort wartete. „Tabak habe ich nicht. Willst Du eine Zigarre? . . .“ „Danke sehr, werfen Sie sie mir nur zu.“ „Ich möchte nicht, daß Sie ins Wasser fielen.“ — „Bitte, warten Sie einen Augenblick.“ — Dabei beugte er sich vor, hielt sich mit einem Arm an einem Weidenast und streckte den Hut aus.

„Werfen Sie's nur hin, werfen Sie's nur hin, wenn die Zigarre ins Wasser fällt, so nehme ich sie wieder heraus.“

Ich warf ihm die Zigarre zu, und er stopfte sie gleich in seine Pfeife. „Komme ich so nach dem Querkanal?“ —

„Der ist gerade hier . . . Oh, wer sind Sie?“ — „Ich bin der Sohn von Sor Simeppe!“ — „Et was! von Sor Simeppe! Wie ist dann Sor Federigo mit Ihnen verwandt?“ — „Das ist mein Onkel, kennst Du ihn?“ — „Ob ich den kenne! wir waren doch als Kinder zusammen . . . Ach“, und dabei seufzte er tief, „das sind nur reichlich dreißig Jahre her!“ — „Ich will Dich nicht ansprechen, aber sage mir, wer bist Du denn?“ — „Lassen Sie's gut sein, 's lohnt sich nicht, mich zu kennen.“ — „Warum denn?“ — „Warum . . . warum . . .; haben Sie ein Streichholz?“ — „Hier! Was treibst Du denn?“ — „Acht Jahre war ich auf der Galeere, dann war ich im Dienst bei einem Adelligen . . . und jetzt fange ich Fische und gehe auf die Jagd.“

„Auf der Galeere?“

„Fürchten Sie sich nicht. Sehen Sie die Spinne, die an meinem Bein herauf kriecht, ich würde sie um alles Geld der Welt nicht tödten können . . . Die armen Thiere müssen eben auch da sein; sollte sie mich aber beißen . . . dann freilich . . .“

„Acht Jahre auf der Galeere? Wie ist das möglich? Jemand eine Jugendthorheit?“

„Jugendthorheit! Den Hund habe ich erschlagen . . . Da sehen Sie, da stand er, der Schuft, und legte das Gewehr an und lachte . . . Die Schnepfe, die hat er freilich behalten, aber gegessen hat er sie nicht!“

„Wie, wegen einer erbärmlichen Schnepfe? . . .“

„Halten Sie mich nicht für einen gemeinen Mörder, Herr, thun Sie's nicht! Ich bin kein Ehrloser. Alles müßte man wissen, alles. Ich seh' schon aus, das weiß ich schon, aber jene sind schuld, jene andern . . . Ich hab's gut gemeint mit allen. Wer etwas von mir wollte, der konnte sehen, daß ich's Herz am rechten Fleck hatte. Jetzt bin ich der Narr im Moor!“

„Ach, Du bist der Narr im Moor!“

„Ja, mein Herr. Und hungern thu ich obendrein. Keinem habe ich was zu leide gethan. Er! Ihn habe ich freilich umgebracht . . . er wollte es selbst, er selbst . . .“

„So erzähle doch!“

„Meinetwegen, 's thut mir gut, wenn ich mir einmal Luft machen kann . . . Sie haben sie ja nicht gekannt. Das macht nichts. Sie war blond und hieß Stella, aber die Sterne waren weniger schön als sie. Sie sang den ganzen Tag, und stundenlang lag ich im Schilf verborgen, nur um sie zu hören. Eines Tages hielt ich's nicht mehr aus und sagte ihr's. Sie fing an zu weinen und lief weg. Fast einen Monat sah ich sie nicht mehr. Alle fragten mich, was mit mir sei, so blaß und mager war ich geworden. Ich war achtzehn Jahre alt und sie fünfzehn. Sehen Sie die kleine weiße Kapelle dort? Da liegt sie begraben. Oh, Herr, Sie haben sie nicht gekannt. 's sind zwölf Jahre her . . . wenn ich ein Maler wäre, ich könnte sie noch heute malen. . . . Endlich eines Abends treffe ich ihren Vater an, der sagt mir: „Ist's wahr, daß Ihr die Stella gern habt?“ Ich war erst ganz verblüfft, dann sagte ich: „Ja!“ — „Nun denn hört! Mißfallen thut Ihr mir nicht, ich habe noch nichts Schlechtestes über Euch gehört. Wie steht's aber mit dem Geld? Dem Mädchen gebe ich zwar einige Pfennige mit, aber . . .“ In jenem Abend wurde alles abgemacht. Er sagte mir, ich solle sehen, daß ich mir etwas Geld verdiene, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe, und schon am folgenden Morgen war ich unterwegs nach den Märemmen, wo man mehr verdienen kann. Entschuldigen Sie, haben Sie noch ein Streichholz? . . . Nach einem Jahr lehrte ich zurück. Ich komme nach Hause . . . Kopfe, und meine selige Mutter — ich hatte nur noch sie — öffnete mir die Thüre. Kaum sieht sie mich, so fällt sie mir schluchzend um den Hals. Ist sie todt? heute ich. . . . Wäre sie nur todt gewesen! Sie hätte auch weniger gelitten, das arme Ding! Den hat aber Gott bestraft, den alten Hund, grad an dem Tag, an dem die Ringe gewechselt wurden, fiel er todt zur Erde, als er aus der Kirche kam. Wie eine Kröte krepirte er am Wege.“

„Warum hat er's denn versprochen?“

„Das Geld, verstehen Sie, das Geld. Der andere, der Schuft, ließ ihn in die Hände, zeigte ihm ein Haus und einige hundert Thaler . . . und der Hallunke . . . Nun, ich will nichts mehr sagen, er ist todt! . . . Drei Monate lang lag ich krank, ich ließ sie aber von meinem Leid nichts merken, sie hatte so schon genug zu tragen. . . .“

Der Narr schwieg; er reckte sich, setzte sich dann nieder und schaute stieren Blickes ins Wasser. Ich schauderte und wagte nicht, ihn zum Weiterprechen aufzufordern. Nach einer Weile fuhr er fort, immer die Augen auf das Wasser gestend:

„Es mußte so kommen. Ich erfuhr, daß er mich bei jeder Gelegenheit auslacht und verspottete. Ich wich allen beiden aus, denn ich traute mir selber nicht; eine Zeit lang ging's, aber dann . . . Zuerst traf ich sie beim Wittgang. Ich hätte sie nicht wieder erkannt. Nur die Augen waren dieselben. Ich schaute sie fest an, denn ich war nicht sicher. Als sie an mir vorbeikam, strich sie sich über die Haare, stolperte dreimal und ließ die Kerze fallen. Ich stopfte mir das Taschentuch in den Mund und zerriß es wie ein toller Hund. Ich weiß nicht, wer mich an jenem Tage nach Hause brachte.“

Da schüttete er die Asche aus der Pfeife und mit einem Seufzer, der wie Stöhnen klang, fuhr er fort: „Am folgenden Tage traf ich auch ihn. . . Als die Schneyse aufflog, waren wir beide im Didiacht, wie hatten uns nicht gesehen. Wir feuerten zu gleicher Zeit, ich einen Augenblick früher, und ich schloß nie. Ich gehe einige Schritte vor und sehe ihn gegenüber. . . Der erste Gedanke war, ihn niederzuschießen, aber ich hatte noch die Kraft wegzulaufen. . . Aber der Spitzbube ruft mir nach: „Du Galgenvogel, was fällt Dir ein, mir die Schneyse weg zu nehmen?“ — „Ich an den Galgen und Du in die Hölle!“ — rief ich und schoß ihn nieder. . . Das hätten auch Sie gethan, Herr, wahrhaftig, das hätten auch Sie gethan. . .“

„Nun sing er an, wie ein Besessener zu gestikuliren, wobei er immer nach allen Seiten spähte, als ob ein Gespenst ihn verfolgte. „S' scheint, Du hast Angst, warum gehst Du weg?“ „Lassen Sie mich gehen, lassen Sie mich gehen.“

„Was ist dem?“

„Ist ihre Aetne Schwester, die gerade so singt, wie sie einst sang. . .“

„Und nach den acht Jahren, was machtest Du? Du warst bei einem vornehmen Herrn?“ — „Ja!“ — „Und dann gingst Du auch von ihm fort?“ — „Er schickte mich weg.“ — „Warum denn?“

„Er hatte mich so gern, daß die anderen Diener eifersüchtig auf mich waren, er kleidete mich, gab mir diese Plünte, eine Uhr sogar, und ich mußte ihm immer begleiten. Als ich seinen Sohn aus dem Wasser zog, umarmte er mich und sagte, ich müsse mein Leben lang in seinem Hause bleiben. Da kamen einmal viele Herren aus Volterra zur Jagd, und einer von ihnen schaute mich immer wieder an. . . Am folgenden Morgen werde ich zum Pächter gerufen; der sagt mir, der Herr weiß alles, es thut ihm zwar leid, aber er muß Euch sofort entlassen, hier sind fünfhundert Lire und die Plünte zum Andenken. Ich nahm nur die Plünte und ging.“ Er trocknete sich den Schweiß an seiner Zoppe und fuhr dann fort: „Nun bin ich seit neun Jahren hier, man nennt mich den Narren, man läßt mich nach und verspottet mich, man bewirft mich mit Steinen und schickt mir Schredschüsse nach. Ich verdien's zwar. Damals, als ich den da, den Lumpen getödtet, hätte ich mich nicht dem Gericht stellen sollen, sondern ich mußte mir einen Stein um den Hals binden und mich ersäufen.“

„Aber wenn Du krank bist, hast Du keine Verwandten?“ — „Niemand!“ — „Nicht einmal einen Freund?“ — „O ja, einen Freund, wollen Sie ihn lernen lernen?“

Er pfiff, und zwischen dem Schilf zeigte sich der struppige Kopf eines alten Pudels, der bis an den Bauch im Wasser watete. Er legte seine Pfoten auf den Rand der Barke und stieß ein heiseres Freudengetöse aus.

Der Narr krante ihm den Kopf und warf ihm ein Stück trockenes Brot zu, das schnell in seinem Rachen verschwand. Dann schaute das Thier seinen Herrn fragend an. Der Narr sagte zärtlich und traurig: „Heute giebt's nichts mehr, alter Kerl.“

„Würdest Du das Thier verkaufen?“ — „Um keinen Preis.“ — „Und wenn es stirbt?“ — „Dann sterbe ich auch. . .“

In diesem Augenblick ergriff er das Ruder wieder und bewegte mit kräftigen Stößen seinen Kahn vorwärts. Wie ein Gespenst verschwand er zwischen dem Gestrüpp, das der Nebel immer dichter umhüllte. Von ferne her trug mir der Wind noch einige Töne zu; die weiche Mädchenstimme sang:

Sag' Du's mir, lieber Gott, Du weißt's allein,  
Sieh' ich bei Dir ihn wieder? . . .

Ungefähr zwei Monate später kehrte ich zu den Sumpfzügen zurück und fragte einen Jagdhüter:

„Was ist aus dem Narren geworden?“

„Der, ich sagte Ihnen doch, daß der ein Hexenmeister ist. Wissen Sie nichts von ihm?“

„Nein.“

„Erinnern Sie sich nicht seines Hundes, des verdammten Diebs?“

„Der alte Pudel?“

„Jawohl. Das Dieb starb vor Alter und Hunger, und vier Tage später fand man den Alten auch, er lag in den Binsen auf dem Bauch, schon halb aufgefressen von allerlei Gethier. . . Na, sagen Sie selbst, ist's nicht ein Glück? . . . Jetzt sind wir ihn los!“

**Kleines Heuilleton.**

— Ein Aufertiger falscher Vogeleier wurde, nach einer Mittheilung der „Voss. Ztg.“, in Paris entdeckt. Der Mann fertigte vor den Augen eines Besuchers ein Pinguinei, das von dem echten, das ihm als Muster gedient hatte, garnicht zu unterscheiden war.

Dann hatte er die Schale aus Gips angefertigt, gebrannt und glazirt. Das Ei war für den Diebstahl einer ausländischen naturwissenschaftlichen Sammlung bestimmt. Für gewöhnliche Kunden genügt die Schale irgend eines Eies, das die erforderliche Größe besitzt. Uebrigens sind die Fälschungen nicht besonders schwer, da unter den echten Eiern der meisten Vogelgattungen so viele Abweichungen vorkommen, daß selbst die geübtesten Kenner sie nicht alle zu unterscheiden vermögen. Die Eier des gewöhnlichen Fliegenfängers sind ungemein billig. Durch chemische Behandlung verschafft man ihnen eine blaue, ins Grüne schimmernde Farbe, worauf sie als Eier des Seidenschwanzes ungefähr sechsmal theurer bezahlt werden. Aus gewöhnlichen Enteneiern, zu 15 bis 20 Centimes das Stück, werden Eier des Geierfalten hergestellt, die mit 40—60 Fr. bezahlt werden. Es handelt sich hierbei darum, den Enteneiern eine silbergrüne Farbe zu verschaffen. Laubeneier werden durch geeignete Färbung und Spreulung zu verschiedenen Nachahmungen mittelgroßer Vogeleier verwandelt. Ebenso die Eier der Holztaube. Eier der Nachtigall sind sehr schwer zu erlangen, also theuer, deshalb werden braungefärbte Lercheeneier als solche verkauft und theuer bezahlt. Der Hersteller all dieser gefälschten Vogeleier macht gute Geschäfte. Pariser und auswärtige Händler vervollständigen bei ihm ihre Vorräthe. Oeffentliche und Liebhaber-Sammlungen dürfte es nur noch wenige geben, in die nicht das eine oder andere seiner Erzeugnisse Eingang gefunden hätte. Der Hersteller dieser falschen Eier war lange Gehilfe in einer naturgeschichtlichen Sammlung der Provinz, wodurch er sich viele Erfahrungen aneignete. Als er seine Stelle verlor, kam er mit seiner eigenen Sammlung nach Paris und fing damit einen kleinen Handel an. Um seinen Vorrath zu erneuern und fehlende seltene Eier liefern zu können, half er der Natur nach wie jeder andere Künstler, fertigte falsche Eier an, worin er bald eine angenehme Übung erlangte. —

— **Woher stammt die blaue Farbe des Himmels?** In der letzten Sitzung der Belgischen Akademie der Wissenschaften sprach Professor W. Spring über den Ursprung der blauen Farbe des Himmels. Es wird heute allgemein angenommen, daß die blaue Farbe des Himmels eine Folge der Reflexion des Sonnenlichtes an feinen, in der Luft schwebenden Wasserbläschen sei. Diese Annahme stützt sich auf die thatsächliche Polarisation des Tageslichtes. Spring hat nun gefunden, daß eine passend verdünnte Rhodaneisenlösung eine mit jenem Blau komplementäre Farbe besitzt. Betrachtet man den Himmel durch eine solche Lösung, so erscheint er weiß, indem die blauen Lichtstrahlen gelöscht werden; die Polarisation aber bleibt bei ihrem vorigen Verhältnisse stehen. Es scheint also, als ob der Ursprung der blauen Himmelsfarbe von der Polarisation unabhängig wäre, und folglich diese auf eine weiße Reflexion zurückzuführen sei. Die schöne blaue Himmelsfarbe muß daher als eine Absorptionsfarbe angesehen werden, welche von den vier an sich schon als blau erkannten Substanzen, die in der Luft vorkommen, nämlich Sauerstoff, Ozon, Wasserdampf und Wasserstoffsuperoxyd, hervorgebracht wird. —

**Erziehung und Unterricht.**

a. Eine Kinder-Bibliothek in Brooklyn. Eine bemerkenswerte Einrichtung hat die Frei-Bibliothek des Pratt-Instituts in Brooklyn aufzuweisen. Sie hat eine besondere Abtheilung, die ausschließlich für Kinder eingerichtet und auch mit einem Lesezimmer verbunden ist. Nach dem kürzlich erschienenen Jahresbericht, der manche interessante Einzelheiten über die Organisation und Vertheilung der Kinder enthält, haben im vorigen Jahre 2228 Kinder die Bibliothek benutzt, und 42 818 Bände wurden ihnen nach Hause mitgegeben. Während der Sommerferien konnten die Kinder, die in der Stadt blieben, einen Tag um den andern Bücher wechseln, während das sonst nur alle 3 Tage üblich ist. Die Bibliotheksverwaltung versucht, den Kindern ein gewisses Pflichtgefühl betreffs der richtigen Ablieferung und Zustandhaltung der Bücher einzufößen. Jedes Kind muß seinen Namen in eine Liste schreiben und sich die darin stehende Formel einprägen. „Indem ich meinen Namen in diese Liste schreibe, verpflichte ich mich, auf alle Bücher, die ich entleihe, gut acht zu geben, alle Abgaben und Entschädigungen zu bezahlen und mich den Statuten der Leihbibliothek und des Lesezimmers zu fügen. Eine erwachsene Person, die in Brooklyn lebt, hat die Bürgerschaft für mich übernommen.“ Das Gefühl der Verantwortlichkeit, das in den Kindern dadurch geweckt wird, hat sie thatsächlich dazu gebracht, die Bücher mit großer Sorgfalt zu behandeln. Bei neuen Büchern ist dies ganz besonders der Fall. In jedem neuen Buch liegt ein Zettel mit der Aufforderung, sich sehr in acht zu nehmen, „damit auch noch andere Knaben und Mädchen sich daran erlernen können.“ Das wirkt augenscheinlich auf das Gemeinschaftsgefühl der Kinder. Es wird auch streng darauf gesehen, daß an feuchten Tagen die Bücher eingewickelt werden. Das Lesezimmer ist mit Zeitschriften-Magalen ausgestattet. Auf dem einen befinden sich Karten, die eine wöchentliche Zusammenstellung der ausliegenden Jugendzeitschriften geben. Die Aufseher berichten, daß diese Karten mit großem Vergnügen von den Kindern benutzt werden. Die Zeitschriften werden ernsthaft verfolgt, aber hauptsächlich sind es die Illustrationen, die mit ganz besonderem Interesse betrachtet werden. Auch Abends ist der Zutritt gestattet, und hier hat sich der Besuch gegen das Vorjahr bedeutend vermehrt. Das ist um so überraschender, als die Zutrittsbedingungen für den Abendbesuch erschwert worden sind. Das

Vorzeigen einer Bibliothekskarte wird jetzt verlangt, um die Kinder fernzuhalten, die nur Störungen hervorzurufen wollen. Im allgemeinen verhalten sich aber die Kinder im Lesezimmer ebenso ruhig wie die Erwachsenen. Ehe ein Kind jetzt zur Bibliothek zugelassen wird, holt die Verwaltung erst die Erlaubnis der Eltern ein, denn es hat sich öfters in letzter Zeit herausgestellt, daß die Kinder die Bibliothek ohne die Erlaubnis der Eltern benutzten und auch falsche Adressen angaben. Die Kinder suchten sich auch selbst aus den Regalen Bücher aus, aber sie finden dann selten etwas, das sie befriedigt. Man sieht daher darauf, daß sie in diesem Fall sich erst hinsetzen und die Bücher durchsehen, ehe sie sie mitnehmen. In dem Lesezimmer werden auch Ausstellungen für die Kinder veranstaltet. Im Mai war eine Frühlingsausstellung von Blumen, Farnkräutern und Vögeln, die namentlich die Mädchen interessirte. —

**Völkerverkunde.**

gk. Höhlenbewohner in Süd-Tunis. Die Forschungsreise, die Kapitän Bruun aus Kopenhagen in die südlichen Gebiete von Tunis unternahm, hat, nach einem Bericht des „Athenaeum“, zu einem interessanten Ergebnis geführt. In den Malmata-Bergen im Süden von Gabes kam er durch einige kleine Höhlen, die nur zur Erntezeit bewohnt wurden, von denen aus die Ernte bewacht wurde. Der aufsteigende Rauch machte ihn aufmerksam und er bemerkte eine kleine Niederlassung, die in einer tiefen Grube versteckt lag. Auf dem Grund war ein Heerd, um den Haushaltungsgegenstände und große Körbe mit Gerste herumstanden. Dazwischen liefen einige Hühner umher. Die Frauen und Kinder, die dort saßen, blickten einen Moment erstaunt empor, als sie Bruun erblickten und stoben dann zu Verstecken in den Wänden. Nun ging Bruun durch eine große Thüre, die den Eingang des Bauwerkes bildete und wurde von dem Khalifa und seinen Dienern empfangen, die er als Männer mit regelmäßigen Gesichtern, schwarzen Augen und geraden Nasen beschreibt. Die Höhle, in der Bruun eine Wohnung angewiesen wurde, erreichte man durch einen langen Gang, der in die Felsen gehauen war. An einer Seite waren Ställe für die Pferde ausgehöhlt, und der gedeckte Gang endete in einen viereckigen Hof mit senkrechten Symmetrisch Höhlen mit gewölbtem Dach ausdehnten. Das Fremdenzimmer enthielt ein Lager, mit schönen Teppichen bedekt, und einen Tisch und Stühle für Europäer. In Duirat, dem südlichsten Dorf von Tunis, fand Bruun ganz andere Höhlen: Eine äußere Umzäunung, innerhalb deren ein Haus gebaut war, das den Eingang der Höhle verdeckte. Das Haus bildete die gewöhnliche Wohnung, und die Höhle nur eine Zuflucht in der Sommerhitze, oder wenn das Haus angegriffen wurde. Ein noch weiterer Fortschritt in der Entwicklung der Wohnungen zeigte sich in der Ebene der Dörfer Metamer und Medini, in denen augenscheinlich die Höhlenwohnungen zum Muster genommen waren. Kleine, längliche Häuser sind Seite an Seite im Viereck gebaut, eine vollständige Zitadelle bildend von genau derselben Form, wie die Höhlenwohnungen. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Der älteste historische Baum der Welt ist, wie Dr. Arthur Pungst in der „Pres. Jtg.“ mittheilt, der Bo-Baum zu Anuradhapura auf Ceylon. Er wurde im Jahre 245 v. Chr. eingepflanzt und grünt heute noch fort; er ist also jetzt 2143 Jahre alt! Ein Lebensalter von tausend bis viertausend Jahren ist den Affenbrotbäumen des Senegal, den Eulalypusbüäumen von Tasmanien, dem Drachenblutbaume von Drotawa, dem Wellingtonia-Baume von Kalifornien und dem Kastanienbaume des Aetna zugeschrieben worden. Aber alle diese Schätzungen beruhen auf Muthmaßungen. Hingegen ist das Alter des Bo-Baumes ein Gegenstand geschichtlicher Aufzeichnung gewesen. Von dem heiligen Bo-Baume, dem Baume der Weisheit, unter welchem Buddha in der Nähe von Bodhi-Gaya, bei Rajgier, an den Ufern des Nairanjara erleuchtet worden war, d. h. die Buddhahashaft erlangt hatte, brachte Sanghamitta, die Tochter des buddhistischen Königs Asoka, im Jahre 245 v. Chr. den Zweig mit nach Ceylon, wo er eingepflanzt wurde und zu einem Baume erwuchs. Seiner Erhaltung haben eine Reihe von Dhassien die höchste Sorgfalt angedeihen lassen, und die Geschichte der Wandlungen, die sich an ihm vollzogen haben, ist in einer Reihe zusammenhängender Chroniken aufbewahrt worden, die zu den zuverlässigsten zählen, welche von der Menschheit überliefert worden sind. Der Baum hätte kaum so lange erhalten bleiben können, wenn er nicht unter der unausgesetzten Pflege der Mönche gewesen wäre. Als sich Anzeichen bemerkbar machten, die darauf hindeuteten, daß er absterben wollte, wurden rund um ihn her Terrassen aufgeführt, so daß er jetzt mehr als 20 Fuß höher steht, als der Boden, der ihn umgibt. Da der Baum zu den Feigenarten gehört (sein botanischer Name ist Ficus religiosa), konnten seine lebenden Zweige nunmehr frische Wurzeln schlagen. Wo sich seine langen Arme über die Einfriedigung hinaus ausgebreitet haben, wurden rauhe eiserne oder aufgemauerte Pfeiler benutzt, um sie zu stützen. In den trodrenen Jahreszeiten wird er sorgfältig mit Wasser versehen. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

t. Eine Vereitung künstlicher Vanille mittels Ozon hat M. Otto erfunden, wie das Pariser „Journal de Pharmacie

et Chimie“ schreibt. Für die Gewinnung des Vanillin, desjenigen Stoffes, der der Vanillenschote ihren eigenartigen und hochgeschätzten Geruch und Geschmack mittheilt, sind schon früher verschiedene künstliche Verfahren angegeben worden, so aus dem Saft von Nadelhölzern und besonders aus Kesselnöl (Eugenol). Spuren von Vanillin hat man auch in verschiedenen natürlichen Harzen, der äußeren Hülle von Haserhörnern und in Ruderriben gefunden. Otto benützt für sein Verfahren ebenfalls das Kesselnöl, das er in einem Verhältnis von 1 zu 10 in Essigsäure löst und dann von ozonisirter Luft durchströmen läßt. Das Ozon wirkt schon in der Kälte, noch besser aber bei Erwärmung der Lösung auf einem Wasserbad. Wenn man 5 Milligramm Ozon auf ein Liter Luft nimmt und stündlich 400 Liter solcher ozonisirter Luft durch die Lösung streichen läßt, so bildet sich nach 24 Stunden ein Niederschlag, aus dem man durch ein einfaches Verfahren das reine Vanillin abcheiden kann. Es besteht aus einer weißen seifigen Masse, die bei 80 Grad schmilzt und bei 280 Grad siedet, sie ist in kaltem Wasser wenig löslich, dagegen leicht löslich in heißem Wasser, Alkohol und Aether. Dieses Vanillin ist vollkommen dem Stoffe gleich, der aus den Vanillenschoten gezogen wird. Man kann es auch in vollkommenen weißen Krystallen erhalten, seine Lösungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie an der Luft gelb werden. Auf grund des neuen Verfahrens ist in Courbevoie bei Paris eine Fabrik gegründet worden. —

**Humoristisches.**

— Verschnappt. Fräulein: „Ziehen Sie auch schmerzlos Zähne aus?“  
 Barbier: „Selbstverständlich.“  
 Fräulein: „Da werde ich Sonntag Morgen zu Ihnen kommen!“  
 Barbier: „Ja, Sonntag Morgen darf ich nicht ziehen... wegen des Schreiens!“ —  
 — Neues Wort: Arzt: „Der Großgrundbesitzer K. hat das Podagra!“  
 D.: „Also ein Podagrariet.“ —  
 — Der verwitwete Pantoffelheld. A.: „Dem Kaufmann Schulze ist seine Frau gestorben.“  
 D.: „Ja, der ist wieder selbständig geworden.“ —  
 („Weggend. Hum. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Ein junges Ehepaar aus Wösel (Oldenburg) wurde verhaftet, da es im Verdacht steht, den Vater des Mannes vergiftet zu haben. Dieser hatte seinen Kindern sein Vermögen übergeben und sich dafür eine Rente von 700 M. jährlich ausbedungen. Vor drei Wochen starb er plötzlich. Die Untersuchung der Leiche ergab, daß er mit Arsenik vergiftet worden. —  
 — Ein schneeweißer Rehbock wurde auf der Markung Thalheim erlegt. Das seltene Stück soll in das Naturalien-Kabinet nach Stuttgart kommen. —  
 — Der liberale ungarische Reichstags-Abgeordnete Julius Galassy hat sich in Reusohl wegen eines unheilbaren Leidens erschossen. —  
 — Aus dem Dorfe Istol in Mlserbien raubten Armuten drei christliche Mädchen. Sie forderien 25 000 Pfaster Lösegeld und drohten, falls sie diese nicht erhielten, die Mädchen zu verkaufen. Die Eltern zahlten bisher 4000 Pfaster, erhielten aber ihre Töchter dafür nicht zurück. —  
 — Zwischen Gent und Brüssel wurde ein Kaufmann im Zuge von drei Mitreisenden betäubt und seiner Baarschaft von 400 Fr. beraubt. —  
 — Das Vorkommen von Lämmergeiern in den schweizerischen Alpen gehört zu den größten Seltenheiten. Letzter Tage erlegte ein Gensjäger von Varen einen Lämmergeier in dem Augenblicke, als dieser auf den Hund des Jägers niederstehen wollte. —  
 — Am Montag trat in Archangelsk plötzlich eine Kälte von 30 Grad R. ein. Bis dahin hatte das Thermometer noch 2 Grad Wärme gezeigt. Auf der Rewa bei Petersburg ist bei 7 Grad Kälte Eisgang. —  
 c. e. Ein englischer Schuljunge fahte in einem Aufsatz sein Urtheil über Gladstone so zusammen: „Herr Gladstone war der Verfasser einer großen Anzahl von Werken, hauptsächlich theologischen und wissenschaftlichen Inhalts; in seinen Mußestunden befahte er sich meist mit politischen Intriguen.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Dezember.